

ständen besitzt. Von dem normalen Schlaf oder Traum, der sich bis zu dem Zustand des Nachtwandelns steigern kann, unterscheidet sich der Zustand der suggerirten Person nur dadurch, daß der Träumer sich selbst und den im Wachen empfangenen Eindrücken überlassen ist, während der Hypnotisirte den künstlich zugeführten Eindrücken gehorcht. Wie nahe aber beide Zustände verwandt sind, zeigt der bereits erwähnte Umstand, daß man bei disponirten Personen den natürlichen Schlaf durch Druck auf die Lider leicht in den hypnotischen umwandeln kann.

Betrachten wir die Suggestion von einem allgemeinen, namentlich geschichtlichen Standpunkt, so müssen wir uns gestehen, daß ihr Gebiet ein ebenso unermessliches, wie durch Alter ehrwürdiges ist. Es gibt keine einzige Seite oder Thatfache unseres geistigen Lebens, die nicht mit ihrer Hilfe hervorgerufen oder in Scene gesetzt werden könnte; und man kann sagen, daß die alte philosophische Frage von der Einwirkung des Moralischen auf das Physische und umgekehrt, welche schon der berühmte Pathe des Hypnotismus, der Schotte Braid, so vortrefflich behandelt hat, durch die Suggestion wieder zu neuem Leben gelangt und daß die große Gruppe der eingebildeten Krankheiten, sowie der Heilungen durch die bloße Macht der Idee oder des Glaubens dadurch in ein helles Licht gesetzt worden ist.

Bekanntlich kann sich im hypnotischen Zustande jede beliebige Vorstellung in eine Hallucination verwandeln, wie sie ja auch bei nichthypnotisirten Personen vorkommen, so daß das Subject Gegenstände oder Personen zu sehen oder Töne zu hören glaubt, welche nicht vorhanden sind. Zwischen beiden besteht nicht ein Unterschied der Art, sondern nur des Grades. Freilich müssen es immer solche Bilder oder Vorstellungen sein, deren das Subject nach seiner Individualität überhaupt fähig ist, und welche es in früherer Zeit einmal gehabt oder empfunden hat. Daher die Suggestion nur wie eine Empfindungs-Erinnerung zu wirken im Stande ist. Niemals wird man dagegen im Stande sein, durch Suggestion eine Idee oder Vorstellung oder Fähigkeit hervorzurufen, deren das Subject seiner Natur nach überhaupt unfähig ist oder welche das normale Maß überschritten hätte — ein Umstand, welcher dem ganzen Vorgang jeden Anschein des Außer- oder Uebernatürlichen benimmt. So kann man z. B. keine Prediger oder Advocaten aus Personen machen, welche nicht die Gabe der Beredsamkeit besitzen u. s. w.

(Schluß folgt.)

G. Macasy.

Von Hermann Bahr.

Mir ist eine wunderliche Sache passiert — wunderbar, das genügt kaum; fast möchte ich lieber sagen: unheimlich. Sie verfolgt mich, quält mich, läßt von meinen Gedanken nicht. Ich weiß keine Lösung. Sie bleibt Räthsel. Ich frage und denke und suche umsonst.

Ich komme neulich heim. Auf dem Tische sind Sendungen. Ich öffne. Der letzte Band von Lavedan, dem munteren, verschmizten

Acrobaten; eine Sammlung von Kritiken des Paul de Saint Victor, dem Victor Hugo einst geschrieben: „On écrivait un livre rien que pour vous faire écrire une page“; und dieses „Vom Dichter zum Philosophen“, von Karl Sonnen, ein tiefes und absurdes, jähes und banales, leidenschaftlich konfuse Buch, mit jener stolz verschämten Confusion der Jugend. Dann ein gelbes, dünnes, ungeschickliches Heft, ein Drama. Es heißt: „Der Prophet“ von G. Macasy, in der Wallis-hauffer'schen Sammlung des „Neuen Wiener Theater.“ Prophet — das ist doch kein Titel. Macasy — das ist auch kein Name. Wallis-hauffer — das ist ja kein Verlag mehr. Da erscheinen sonst der Nord in der Kohlmeßergasse und die Vorlesung bei der Haus-meisterin — nein, danke. Das kann ich mir schenken. Weiter. Briefe. Wolzogen will in München auf einer „Freien Bühne“ Maeterlinck spielen. Da möchte er eine Conference von mir und möchte einen Act von Loris. Ich bin schon der reine Agent der literarischen Vermittlung. Nächstens nehme ich Procente. Millionär muß auch nicht schlecht sein und Bismarck sagt, daß sie dem Vaterlande nützen. Gut. Noch ein Brief; eine fremde Schrift, rund, sauber, zierlich — und wieder dieser Name, der kein Name ist: G. Macasy. Er schreibt: „Indem ich mir die Freiheit nehme, Ihnen beifolgende kleine dramatische Arbeit „Der Prophet“ zu überreichen, bitte ich, dieselbe als einen schwachen Versuch einer neuen Richtung nicht allzu strenge beurtheilen zu wollen. Man ist hier noch zu sehr in den Naturalismus verstrickt, um auch an andere Gottheiten zu glauben.“ Ich zögere. Ich verstehe das nicht gleich. Es klingt ein bisschen dunkel. „Man ist hier noch zu sehr in den Naturalismus verstrickt“ . . . ? Hier? Wo? Wo ist man in den Naturalismus verstrickt? Das möchte ich doch wissen. Ich suche das Datum. Da steht „Mödling, den 29. Jänner“. Ah, so ist die Sache! Die Mödlinger sind es! Die Mödlinger sind in den Naturalismus verstrickt! Da wird freilich nichts helfen, als das Ding zu lesen. Es ist bekannt: ich schwärme für exotische Literaturen.

Und ich habe den Propheten gelesen, in einem Zuge gelesen und wieder gelesen, erstaunt, betroffen, verzweifelt, weil — ja, weil! Das ist leicht gefragt. Aber ich kann es nicht sagen. Ich finde die rechte Formel nicht. Ich weiß keinen Vergleich. Nie ist mir Ähnliches geschehen. Ich kann es nicht anders sagen, als daß er als Ibsen wirkt. Nicht wie eine Copie etwa nach Ibsen, im Gehorsam dieses Modells, sondern als ein freies Original des Ibsen, aber eines jüngeren und kühneren und deutlicheren Ibsen freilich, der mit Maeterlinck oder Oscar Wilde geschwärmt und Nietzsche gelesen hätte. Er scheint nicht wie Ibsen, er scheint Ibsen selbst. Jeder Kenner würde, wenn das Schauspiel ohne Namen wäre, gleich auf Ibsen schwören und würde es leicht als den unvermeidlichen Schluß seines Werkes zeigen, als das letzte Wort seiner letzten Wandlung, als das Ende der „Frau vom Meere“ und des „Solnesk“. Es ist Hofmanns-holm wieder, aber dieses alte Drama neu, aus jener zweiten in seine dritte Periode, aus dem Naturalistischen in's Symbolische verlegt.

Es spielt „unweit der Hauptstadt“, in dem Landhause des Professors Felix Hannson. Hannson ist Kosmer, der edle, weiche, schwärmerische Kosmer wieder, mit der um sittliche Schönheit und Freude lechzenden Seele. Helene, seine Frau ist todt, nicht wie Beate, die in den Mühlbach ging, sondern an der Schwindsucht von Kummer verzehrt, weil der Gatte den frommen Glauben brach und vom „Rechten und Guten“ fiel. Nun schwankt der Aengstliche und zaudert irre. Ihm fehlt der Muth, die alte Lehre ganz von sich zu thun und nur auf sich selber zu hören. Der Pastor Herb, sein Schwager, jener Rector Kroll, verdüstert seine hellen Triebe, lähmt die Kraft.

Eine unbekannte Person hat an den Professor geschrieben, mit Fragen über seine Bücher. Er antwortet. Der Andere fragt wieder. Es wird ein langer Tausch von Briefen. Hannson klagt seine Sorgen, seine Leiden. Da schreibt der Fremde, daß er kommen will: „denn es ist in mir zur Gewißheit geworden, daß Sie mich brauchen können“. Meta kommt. Sie sagt keinen Namen. Niemand weiß von ihr. Es heißt nur: „ich bin von weit her gekommen“. Sie bringt „Licht und Sonnenschein“. Ihre Augen blitzen. Sie mag „die Zimmer nicht, in denen das Dunkel herrscht“. Die alten Sachen, Andenken an Helene und den Vater, verbrennt sie, damit „mit den alten Dingen auch die häßlichen alten Geister“ schwinden: denn „Ihr müßt Euere Vergangenheit tödten, wenn Ihr in Zukunft frei sein wollt“. Jede Erinnerung muß weg. „Wir Menschen sind an nichts so krank und elend, als an unserem verstoffenen Leben. Wie ein Gespenst steht dieses vor uns und bindet uns die Hände, es legt sich wie ein Schleier vor unsere Augen, so daß wir das Morgenroth der Zukunft nicht sehen können“. Die Vergangenheit muß zwingen, wer das Glück will: „Sie dürfen keine Vergangenheit haben. Nur die Zukunft soll vor Ihren Blicken stehen, nur so können Sie den Anderen voranschreiten und sie einführen in die Länder der Verheißung“.

Aber die Vergangenheit ist Herb, der Pastor. Ihn muß sie verdrängen. Ihn muß sie zwingen. Mit ihm muß sie um die Seele des Zweifelnden ringen. Sie erliegt. Als Hannson hört, daß sie gesündigt und im Kerker gebüßt hat, da strauchelt sein Muth.

Meta (abwehrend): — und ich bin an demselben Orte gewesen, wovon der Fremde gestern sprach.

Hannson (starrt sie an): Du, Meta?

Meta: Und nun sage, Felix, daß Du den Muth hast, Dein Werk durch die That zu beweisen, sage, daß die Liebe, und nur sie allein, uns den höheren Adel verleiht.

Hannson: Ach, Meta — wo ist nun mein Glaube zu Dir! — Nun hast Du mir den Glauben vernichtet.

Meta: Sprich, Felix, sprich das befreiende Wort! —

Hannson: Ach, nun ist Alles aus!

Meta (aufschreiend): Wie! Hast Du nichts Anderes zu sagen?

Hannson (wendet sich ab): Nun habe ich Dich verloren, Meta.

Meta (hält sich taumelnd an den Rand des Tisches): O, mein Lebenswerk . . . (Nach langer Pause legt sie den Ring auf den Tisch.) Dein Ring, Felix; ich trug ihn nicht lange. (Müde lächelnd.) Und nun muß ich Dich verlassen. Herr Pastor, Sie haben Recht, mein Vertrauen auf ihn war zu groß.

Professor Hannson kennt nur das erlösende Wort, aber die That, die jenem erst den Werth gibt, die That kennt er nicht. (Sie steigt langsam die Treppe hinauf.)

Sie muß wieder weg. Sie geht wieder hinaus in die Welt. Das Glück zieht wieder fort . . .

Der ibenische Geist ist deutlich. Aber ich möchte noch in den Details die ibenische Haltung zeigen. Man höre die erste Scene zwischen dem Pastor und Meta:

Pastor: Ich bin der Schwager des Professors Hannson.

Meta (sieht ihn eigenhümlich an): So? Sie sind Hannson's Schwager? Es freut mich, Sie kennen zu lernen, Herr Pastor.

Pastor: Wenn ich mir nur erklären könnte . . .

Meta (lacht): . . . wie ich hierher gerathen bin?

Pastor: Ja, das ist es gerade, was ich wissen möchte.

Meta: Nun, die Art und Weise, wie ich hergekommen bin, thut ja nichts. Die Hauptsache ist, daß ich da bin.

Pastor (murmelnd): Muerhört . . . (Laut.) Verzeihen Sie meine Gnädige . . . mein Name ist Herb, Pastor Herb, . . . mit wem habe ich die Ehre?

Meta: Ach, wie ich heiße, ist ja ganz gleichgiltig, es handelt sich nur darum, daß ich jetzt hier bin.

Pastor: Ah, also ein Geheimniß . . .

Meta: Woraus schließen Sie das?

Pastor: Darf ich nun noch fragen, warum Sie gerade Ihre Anwesenheit in so auffälliger Weise betonen?

Meta (munter): Ja, Herr Pastor, das hat seinen besonderen Sinn! Denn, wenn ich hier bin, so bedeutet das, daß ich allein hier bin, hier herrsche und regiere, ganz allein, ohne Vasallen und Reichskanzler.

Pastor: Hum! Also eine Art Königin . . .

Meta: Ja, wenn Sie es wollen. Eine die sich ihr Reich aneignet . . .

Pastor: Ohne lang zu fragen, wie ich merke.

Meta (belustigt): Gewiß, so machen es Alle, die sich irgendwo festsetzen wollen.

Pastor (ärgerlich): Aber, wer gibt Ihnen das Recht . . .

Meta: Niemand, Herr Pastor. Das Recht muß man sich ebenfalls nehmen. Und dann vergessen Sie schon wieder, daß ich jetzt hier Königin bin.

Pastor (säht betroffen auf): Das ist wohl auf mich gemünzt und soll heißen, daß ich nun meiner Wege gehen kann.

Meta (ruhig): Wenn Sie es so ansetzen wollen . . . aber entschuldigen Sie, hier ist es ja zum Ersticken. (Öffnet die Glasthüre und zieht das Rouleau des Fensters auf.) Sonnenglanz und Lebensfreude thun hier zumeist noth.

Pastor (heftig): Also, man will mich bei Seite schaffen, mich, der ich mich mein Leben lang bemüht habe, in diesem verworrenen Hause Ordnung und Frieden zu schaffen. (Schwer athmend.) Aber da irrt man sich, so leicht geht es denn doch nicht.

Meta (gepaunt): Nicht?

Pastor: Nein, meine Gnädige, darauf können Sie rechnen, daß ich nicht der Mann bin, ein halbes Werk zu thun.

Meta: Das ist gut, sehr gut, Herr Pastor. (Sieht ihn an.) So ganz ohne Mühe und Kampf will ich mein Königreich nicht erobert haben.

Pastor: Ist das Ihr Ernst?

Meta: Mein voller Ernst, Herr Pastor. Was ich noch gethan habe, darum ist es mir immer ernst gewesen.

Pastor: (mühsam lächelnd.) Es macht nur einen so unjählich wunderbaren Eindruck auf mich, daß Sie, Sie, die ich gar nicht kenne, mir hier den Krieg kündigen.

Meta: Nach Ihrer Ansicht gehört dazu wohl ein besonderer Muth? Aber Sie haben das Richtige getroffen. Krieg!

Pastor (ernst): Spielen Sie nicht, fremde Frau, mit so gefährlichen Dingen.

Meta: Nein, nein.

Pastor: Es handelt sich . . .

Meta (lächelnd): Um die Beute, nicht wahr! Nur wohl, die gehört dem Sieger, das weiß ich.

Pastor (fassunglos): Und das passiert hier . . .

Meta: Um helllichten Tage, und ist doch, als ob es nur in den Märchen geschehen sollte. (Tritt vor den Pastor hin.) Aber, es wird noch besser kommen, hoffe ich, wenn ich meine Mission erst beginne.

Pastor: Ihre Mission?

Meta: Ja, ich habe so gut wie Sie eine Mission.

Pastor: Und die wäre . . . ?

Meta (ruhig ihn anblickend): Allen den bösen Geistern heinzusechten, die hier lange genug ihr Spiel getrieben haben.

Pastor (Nack einer Pause): Das war deutlich, meine Gnädige.

Meta (zum Fenster tretend): Wir müssen wohl klar sehen . . .

Ober dieses Gespräch von Hanson und Meta:

Meta: Lassen wir das jetzt, Professor. Sehen Sie nur, wie herrlich die Sonne in den Westen hinabsinkt, gleich einem glühenden, flammenden Ball. Sie haben lange keine Sonne gesehen und kein lichtiges mildes Abendroth.

Hanson: Ja, ja, in Dämmerung sind meine Tage dahingeflossen und in trauriger Einsamkeit.

Meta: Warum nur! Sagen Sie mir, warum Sie sich so abgekehrt haben.

Hanson: Nein, verlangen Sie nur das nicht zu wissen.

Meta: Wie, Professor . . . soll der Arzt die Krankheit nicht kennen?

Hanson (halbtaub): Es ist eine entsetzliche Krankheit, von der Sie in Ihrem sonnigen, fröhlichen Leben . . .

Meta (rasch): Wer sagt Ihnen das?

Hanson: Von der Sie keine Ahnung haben.

Meta: Wer hat Sie zuerst darauf aufmerksam gemacht, auf diese ihre Krankheit?

Hanson: Christian war es. Er bemerkte zuerst alle die Anzeichen, sowie er sie an meinem armen Vater gesehen.

Meta: Ah, also ein Uebel vom Vater her?

Hanson (gedrückt): Ja. In der ersten Jugend achtete ich nicht darauf, und auch später nicht, als ich mit Helene so glücklich war.

Meta: Ich kann mir denken, daß Sie damals nicht Zeit dazu hatten, auf irgend ein Leid zu achten.

Hanson: Es hat sich wohl auch erst später herausgebildet . . .

Meta: Nach dem Tode Ihrer ersten Frau . . .

Hanson (verwundert): Meiner ersten . . .

Meta: Nun nach Helenens Tod. Was kam da?

Hanson (sieht sie an): Da kamen die Geister zu mir — die bösen Geister dieses Hauses.

Meta: Wem? Und? Konnten Sie sich dieser Geister nicht erwehren?

Hanson: Nein, Meta, gegen sie gibt es keine Hilfe, denn sie setzen sich im Verstande fest und rauben uns die Kraft und den Muth, und alle die klugen Gedanken.

Meta: Das war freilich schlimm für Sie.

Hanson: Es war grauenhaft, Meta. Um die Zeit der Dämmerung steigen sie vor mir auf . . . Der Geist des Vaters, der sich dort unten im Garten erschossen hat . . .

Meta: Wie? Das hat Ihr Vater gethan?

Hanson: Ja. Er konnte sein Glend nicht mehr ertragen. Und Helenens Geist stand daneben und blickte mich so vorwurfsvoll an.

Meta: Sie war wohl eine fromme Seele, diese Helene?

Hanson: Ja, sie war still und sanft und nie fröhlich.

Meta: Und Sie liebten sie?

Hanson: Ja doch! Wundert Sie das?

Meta: Ein wenig, daß Sie, der freie Denker und kühne Forscher, diesen blaffen Engel liebten.

Hanson: Vielleicht war es der Gegensatz . . .

Meta: Aber erzählen Sie weiter. Was geschah da, in den Stunden der Dämmerung?

Hanson: Ach, Meta, können Sie sich in die Empfindungen eines Menschen hineinleben, der das Verhängniß über sich hereinbrechen sieht, dem die Dämonen, die entsetzlichen Nachtgeister schon ins Auge grinsen . . . sehen Sie, da schrie ich auf in tödtlicher Angst und dachte . . . Alles! Alles! nur das nicht, nur nicht der Nacht des Geistes verfallen. Da kam der Pastor und rief mir zu: Bete, Mensch, und kehre zum verlorenen Glauben zurück. In ihm ist Frieden und Erbarmen.

Meta (athemlos): Und Sie . . .

Hanson (schweremüthig lächelnd): Ja, Meta . . . ich betete, ich, der ich es seit meiner Jugend nicht mehr gethan. Und wahrlich, es kam eine Art von Ruhe über mich, die Gespenster wichen zurück . . . aber auch das Leben . . . es gab keine Sonne mehr und keine wilden, stürmenden Freuden, es gab keinen Drang nach Wahrheit und Erkenntniß und keinen Muth, danach zu fragen.

Meta: Und so habe ich Sie getroffen.

Hanson: Ach, Meta, was soll daraus werden?

Meta: Sie haben wohl Angst, daß die bösen Geister wieder einziehen? Der unglückliche Vater und die todte Frau. Aber Sie sollen sehen, daß wir die vertreiben. (Leise.) Denn mich, müssen Sie wissen, mich fürchten sie . . . in meine Nähe wagen sich diese mächtig scheuen Wesen nicht, (lacht auf.) ich glaube nicht an ihre Gewalt. Und auch Sie sollen es nicht mehr.

Diese Proben zeigen, was ich in keine kritische Formel zu bringen weiß: jene Identität mit Ibsen, wunderbar, unheimlich. Es ist nicht wie etwa in den Anfängen des Gerhart Hauptmann, geistliche Folge, die gewaltsam äfft. Es ist ungejuchte, freie Gleichung, aber mit einem reifen, geläuterten und noch über den Solneß entwachsenen Ibsen freilich, der das Suchen, Schwanken und Verzagen zwingt und die naturalistischen Formen den Symbolen dienen läßt, indem hier jede Rede, jede Handlung immer nur Variation und Exzeß dieses dunklen Sinnes ist, daß das Glück allein der Schuld, welche trotzig die Sitte und alle Vergangenheit bricht, gelingen und allein einem verbrecherischen Gewissen bleiben kann.

Ich habe dann dem Dichter geschrieben, nach seinen Anfängen gefragt, um andere Werke gebeten. Er erzählt: „Ihrem Wunsche, meine frühere literarische Thätigkeit kennen zu lernen, gemäß, erlaube ich mir, Ihnen das dreiactige Schauspiel „Heimkehr“ als das einzige zu übersenden, das momentan in meinem Besitze ist. Ich habe dasselbe vor zwei Jahren geschrieben, wußte aber keine Verwendung dafür. Spätere Stücke, „Die Familie“, Schauspiel in fünf Aufzügen, „Das Paradies des Lebens“, Schauspiel in vier Aufzügen, und „Morgenroth“, Drama in drei Aufzügen, habe ich einigen Herren nach Vollendung im Manuscripte zur Begutachtung gesendet, allein niemals eine Nachricht hievon erhalten. Zwei noch früher verfaßte Stücke „Hanna“ (fünf Aufzüge) und „Heller's Sohn“ müssen noch im Besitze Wiener Theaterdirectionen sein.“ Aus dieser „Heimkehr“, einem schlechtweg naturalistischen, ein bißchen breiten, unentschiedenen Stücke, etwa in der Art der „Erstlinge“ von Max Halbe, will ich auch eine Scene geben, die ihn in die Literatur stellt und den Künstler verbürgt: zwischen der Heldin Lora und dem alten Bezirksrichter Rütling.

Rütling: Uns kann es recht sein. (Zu Lora.) Die bestechen wir, nicht wahr? — (Hallert lachend ab.)

Rütling (nach einer Pause): Nun? Was jest? — (Macht die Bewegung des Clavierpielens.) — keine Fortsetzung?

Lora: Nein! Ich danke! — (Schlägt den Deckel zu.) — Pflauschen wir eins! (Steht auf.) Aber da ist's nicht gemüthlich.

Rütling (ebenfalls aufstehend): Nun, wo denn?

Lora: Dort zum Ofen. Dort ist's hübsch warm. — (Beide gehen hin.)

Rütling: Sie haben's auch wirklich so lauschtig . . .

Lora: Nicht wahr? — Ich verlang mir's gar nicht, auszugehen.

Rütling: Ist bei dem Wetter auch kein Vergnügen. (Lehnt sich behaglich zurück.) Dagegen hier, im warmen Winkel, und hinausschau'n, wie die Floden um's Fenster tanzen, wie sie der Wind durcheinander jagt, sausend und pfeifend . . . und die Dämmerung dazu, so'n melancholisches Halbdunkel, aus dem sich alles machen läßt, was man will — schön still rings umher, kein Laut, als das Pfeifen und Sausen des Windes und das Ticken der Uhr dort drüben — — und allenfalls das eigene Herz, . . . das ist so die richtige Stimmung . . . Da verlangt man sich die ganze übrige Welt nicht mehr . . . man hat an sich selber genug . . .

Lora: Und eins haben Sie vergessen . . . das gehört auch dazu . . . eine leise Stimme im Innern, — aber wirklich ganz leise, ganz flüsternd . . . die erzählt . . . von vergangenen Dingen, heiteren und traurigen, — und die alles kritisiert, was man gethan hat, Gutes und Schlechtes, Schönes und Häßliches . . . und diese grübelnde Stimme bohrt sich immer tiefer und tiefer, auf die letzten, dunklen, wunden Punkte aus der Vergangenheit und sie holt alles hervor und erzählt es, malt es aus, — so daß in der Dämmerung die Bilder aufsteigen, — von Personen und Ereignissen, — von verhassten und geliebten Menschen . . . alles, alles . . . und wie die Uhr tickt . . . eins, zwei, drei . . . so wechseln auch die Bilder . . . eines jagt das andere, . . . schattenhaft tauchen sie unter und wieder neue kommen heraus und die Stimme im Innern spricht den Text dazu und der Wind draußen pfeift die Melodien

Rütling: Ja, ja! — Das sind die Andachtstunden der Seele, . . . wie Sie sich darauf verstehen, Frau Lora! — Wie Sie das zu schildern wissen! — Man könnte fast glauben, Sie hätten selber . . .

Lora: Solche Stunden? Warum nicht?

Rütling: Warum nicht? Weil das eben nur ganz besondere Menschen sind, die sie haben . . . solche, . . . die ein Schicksal durchlebt . . . die einen großen Schmerz durchlitten — wissen Sie denn das auch?

Lora: O doch! — Aber sehen Sie . . . ich . . . Gott! — ich denk' mir das Alles bloß so . . . denn ich hab wahrlich nichts erlebt, was lohnte . . .

Rütling: So? Wie Sie das sagen! — Wirklich gar nichts?

Lora: Nein! — Was denn auch? Früher, da lebte ich so dahin, — einen Tag wie den anderen, — ich spürte fast nicht einmal etwas davon . . . Hernach kam eine kleine Aufregung, eine kleine Verschiebung bloß, — vom Parterre unten hier herauf in den ersten Stock, — das war das Ganze! — Und nun wieder der alte Gang — das alte ausgearbeitete Lied . . . wieder dieselben Morgens und Abends . . . Mein Leben! . . . Sie, alter Freund, — das wäre bald geschildert . . . ein weißes Blatt Papier und einen Einband darum.

Rütling: Das klingt nicht heiter!

Lora: Kommt mir auch manchmal so vor. Aber, was will man machen? — Man muß sich höchstens damit trösten, daß es überhaupt nicht viel Heiterkeiten gibt, und das Wenige zusammensuchen, was wirklich danach aussieht, als ob's heiter wäre. So könnte man sich doch zuletzt in das selbige Bewußtsein hineinstellen, daß man auch „mitgemacht hat in Glück und Zufriedenheit, in Leben und Liebe“. — — — — — Aber das ist eine saure Arbeit, — die erspar' ich mir. (Es entsteht eine längere Pause.)

Rütling (lächelnd): Da sind wir allmählig recht trüß geworden, . . . das geschieht mir bei Ihnen immer so. . . (Pause.) Schade! —

Lora: Was, schade?

Rütling: Daß ich schon einmal bei Ihnen durchgefallen bin.

Lora (lächelnd): Können Sie mir das noch immer nicht verzeihen?

Rütling (komißch ernst): Nein! — Glauben Sie mir, — ich hätte Sie besser verstanden, — als der dumme Ludwig mit seinem feierlichen Gesicht.

Lora: Möglich. Aber das ist nun schon lange passé. Sie sehen's ja . . . ich komm' mit Ludwig recht gut aus . . . und wir zwei sind die besten, alten Freunde von der Welt geworden . . . was wir sonst vielleicht nicht geliebt wären . . .

Sein Ideal.

Von Rosa Mayreder-Obermayer.

(Schluß.)

Vorläufig waren seine Bildungsversuche von keinem nennenswerthen Erfolg gekrönt gewesen. Er war Mitarbeiter einer pädagogischen Zeitung geworden, und da nach seinen Vorstellungen die deutsche Frau geistig ihren Mann umfassen, wenn auch beileibe ihm an Wissen nicht ebenbürtig sein soll, so hätte er es sehr gewünscht, Emilien einiges Verständniß für die Sache beizubringen. Er begann mit ihr davon zu sprechen, aber als er im besten Zuge war, sagte sie ganz unvermittelt:

„Weißt Du, was für eine feste Antwort mir heute die Köchin gab, als ich die Nischenkiste vorrückte und ihr zeigte, wie viel von der Nische hinter der Kiste statt in der Kiste war?“

Und ein anderes Mal, als sie nach dem Abendessen beisammen saßen, er mit einer Cigarre, sie mit einem ihrer feingeschnittenen Ausstattungschemden beschäftigt, durch dessen abgepaßte Sticerei sie ein blaßrothes Bändchen zog, fing er wieder davon an. Aber nach einer Weile, nachdem sie das Bändchen vorne in eine niedliche Masche zusammengebunden und ihr Werk liebevoll betrachtet hatte, sagte sie, ihn wieder ganz unvermittelt unterbrechend:

„Schau doch, August, ist das nicht reizend?“ Dabei lächelte sie mit ihrem gewinnenden Lächeln, nicht gerade geistreich, aber lieb, so lieb, daß er verliebter Tropf seinen Nerger verschluckte und sie auf den lieben Lächelnmund küßte.

Er versuchte es, und gab ihr die Zeitschrift zu lesen, aber es war kein Zweifel: das Modejournal, das die Schneiderin mitbrachte, erweckte in ihr tausendmal mehr Nachdenken und Interesse als alle pädagogischen Fragen. Da gab es stundenlange Debatten, ob eine Falte tiefer oder seichter, eine Drapirung höher oder niedriger zu setzen sei, da wurde der Text zu Rathe gezogen wie ein Evangelium und die Bilder studirt wie Offenbarungen einer höheren Weltanschauung. Und wenn das Kleid glücklich zu Stande gekommen war, wurde es so sorgfältig geprüft, ob es auch gut zu Gesicht stehe, und ob es auch oben und unten, vorne und hinten sitze wie angegossen, daß er bei einer weniger über allen Verdacht erhabenen Frau vielleicht auf den Gedanken gekommen wäre, sie beabsichtige noch Eroberungen. Und doch mußte er von seiner Emilie, daß von dem Augenblick an, als sie sich ihm zu eigen gegeben hatte, kein anderer Mann mehr für sie existirte. Deshalb hatte er damals gedacht, daß Alles sich doch noch seinen Idealen gemäß gestalten werde, wenn nur erst ein Kind im Hause sein würde. Täglich hoffte er, daß seine Frau mit dem in diesem Falle üblichen verschämten Lächeln ihm ein süßes Geständniß in's Ohr flüsteru würde. Leider